

00 2218 [6.] 80
Zwischen Krieg und Frieden

37

Kriegspsychologische Betrachtungen

von

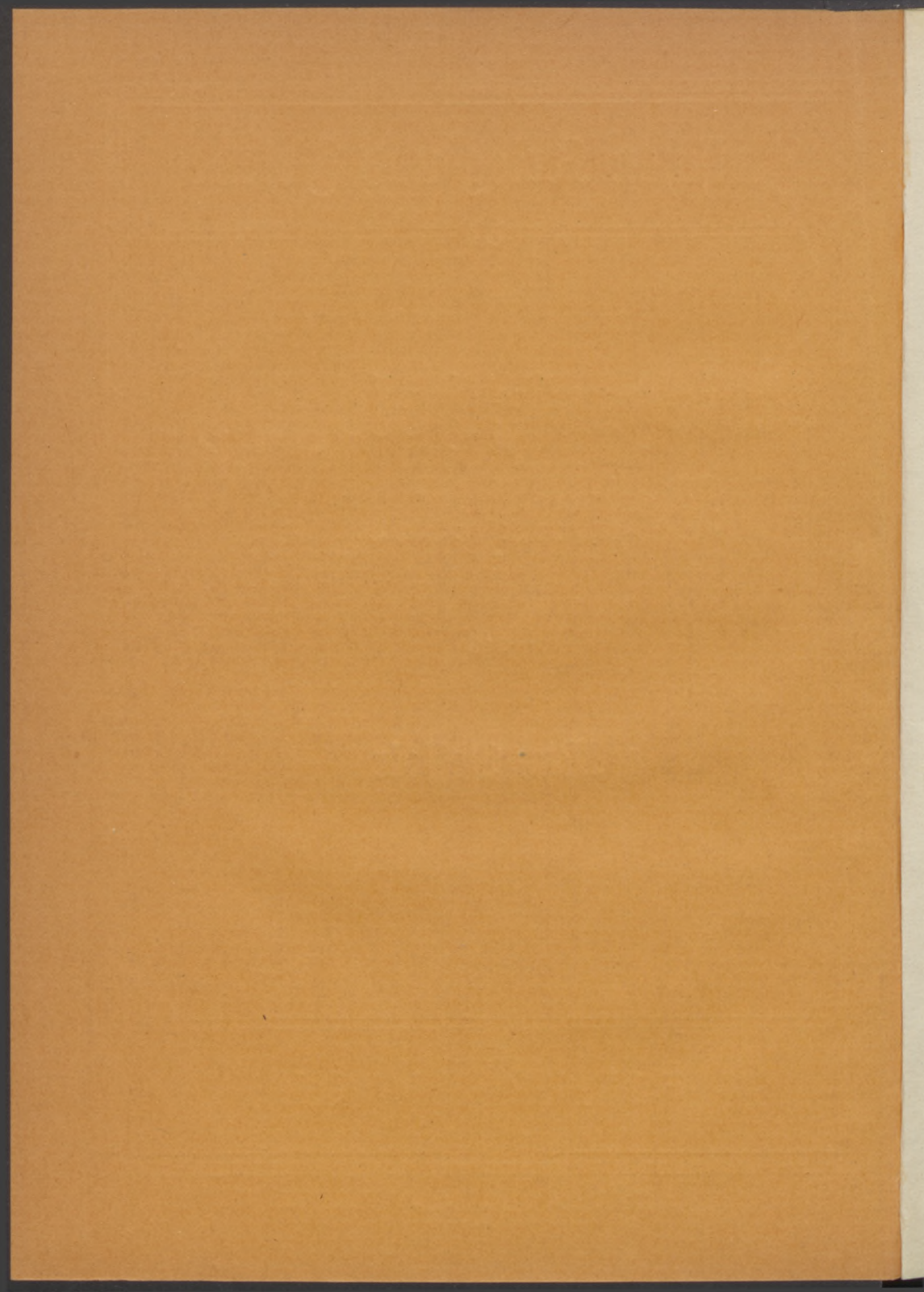
Max Dessoir

S. Hirzel



in Leipzig

Preis 1 Mark



Kriegspsychologische Betrachtungen

von

Max Dessoir

212
1914



Leipzig 1916
Verlag von S. Hirzel

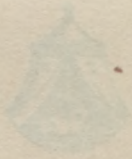
Kirchliche Buchhandlung
Leipzig

Ausgegeben am 30. Mai 1916

Copyright by S. Hirzel at Leipzig, 1916
(Vorschrift zum Schutze des Urheberrechts in Amerika)

~~11/11~~

137.079
I



Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Kirchliche Buchhandlung

1.

Die hier zu entwickelnden Betrachtungen ruhen zum großen Teil auf eigenen Erfahrungen, die ich während der Monate August, September, Oktober 1915 an der Ostfront sammeln durfte. Generalfeldmarschall v. Hindenburg, der Generalleutnant Ludendorff, der Chef des Sanitätswesens Dr. v. Kern, der Oberquartiermeister v. Eisenhart hatten mir alle Wege geebnet; als Gast der obersten Heeresleitung lernte ich nicht nur die Arbeit im Hauptquartier, bei verschiedenen Armee-Oberkommandos und in der Warschauer Verwaltung kennen, sondern ich kam in Schützengräben, bei Festungskämpfen, auf den Flugparks in dauernde Berührung mit den Truppen selbst. Überall konnte ich meine Beobachtungen machen, nicht nur ungehindert und unbeaufsichtigt, sondern mit Verständnis gefördert und von einer so ritterlichen, herzlichen Gesinnung umgeben, daß sie mich wahrhaft beschämt hätte, wüßte ich nicht, daß sie der von mir vertretenen Aufgabe galt. Auch die Soldaten kamen dem Fremdling, der so merkwürdige Fragen stellte, freundlich entgegen: sie fühlten wohl, wie er — in ihren Augen ein Mittelwesen zwischen dem Geistlichen und dem Arzt — bemüht war, sie wirklich zu verstehen.

Aus den reichen Erlebnissen jener Zeit einzelnes zu erzählen, ist vorläufig nicht meine Absicht, doch hoffe ich, daß

die lebendigen Eindrücke noch hinter einer zarten Abstraktion gespürt werden können. Immerhin muß zugestanden werden: infolge ihres Ursprunges sind die nachfolgenden Erwägungen, soweit sie sich auf das Heer beziehen, von allgemeiner Gültigkeit jedenfalls weit entfernt. Abgesehen davon, daß Flotte und Kolonialtruppe unter besonderen Bedingungen stehen, dürften die nach Zeit und Ort wechselnden Verhältnisse in etwas auch den psychologischen Sachverhalt ändern. Wenn für einen größeren Umfang das Richtige getroffen wurde, so wollen wir zufrieden sein¹⁾. Die Absicht ging natürlich auf die wissenschaftliche, d. h. objektive Feststellung einer seelischen Gesetzmäßigkeit. Aber da genaue Verfahrensweisen unter dem Donner der Geschütze niemals, ja selbst bei den in Ruhe befindlichen Truppen und in den Krankenhäusern nur gelegentlich anzuwenden sind, so bleiben die einfacheren Mittel der Beobachtung und Einfühlung übrig, und in diese mischt sich stets ein persönliches Moment.

Wir müssen uns ferner von vornherein klar machen, daß die Fragestellung eine zwar wissenschaftlich erlaubte, aber künstliche Sonderung einschließt. Der Krieg ist in erster Linie ein militärischer, politischer, wirtschaftlicher Vorgang. Mit diesen Hauptbestandteilen ist das Psychologische derart verschmolzen, daß es teils als ihre Ursache, teils als ihre Begleiterscheinung, teils als ihre Folge auftritt. Indem wir von jenen wesentlichen Seiten die psychologische Seite ablösen, trennen wir, was zusammengehört. Aber wir tun das nicht bloß aus Gründen wissenschaftlicher Notwendigkeit überhaupt, sondern um die Bedeutung unseres Gegen-

1) Die nur dem Fachpsychologen wichtigen Ergebnisse sollen später in einer Zeitschrift veröffentlicht werden.

standes stärker hervortreten zu lassen. Diese Bedeutung steht fest. Sie wird auch anerkannt in den oft wiederholten Worten, daß wir siegen werden, weil wir die besseren Nerven haben; daß das Moralische den Ausschlag gibt; daß es auf die Stimmung in Volk und Heer ankommt. Ohne Zweifel kann nur der die große Tatsache des Krieges vollständig begreifen, der die psychologischen Bedingungen im Auge behält.

Wunderlich und widerspruchsvoll scheint es wohl, daß ein Zusammenhang gesucht wird zwischen dem ungeheuren Kraftaufwand, der draußen sich entlädt, und dem Stillsten, das in der Seele sich abspielt. Aber das frei gedeutete Wort eines Dichters kann zur Lösung des Zwiespaltes leiten. Novalis sagt einmal¹⁾: „Die innere Welt ist gleichsam mehr mein als die äußere. Sie ist so innig, so heimlich. Man möchte ganz in ihr leben. Sie ist so vaterländisch.“ Ja, sie ist vaterländisch, weil sie die Werte erzeugt, um die wir kämpfen, weil aus ihr die Kräfte emporsteigen, durch die allein wir siegen können, weil wir uns in der deutschen Heimat so sicher fühlen wollen wie in der inneren Burg unserer Seele.

2.

Für jeden, der mit klarem Bewußtsein die Zeit seit der Mitte des Jahres 1914 durchlebt hat, bedeutet sie einen tiefen Einschnitt in sein Leben. Er ordnet und beurteilt Ereignisse danach, ob sie vor dem Krieg oder während seines Verlaufes geschehen sind. Wie die Welt, so sieht auch das eigene Ich seit zwei Jahren anders aus.

1) Novalis' Schriften, herausgegeben von E. Heilborn, Berlin 1901, II, 468.

Die erste große Veränderung vollzog sich in den Monaten Juli bis Oktober 1914. Wir können sie als den psychologischen Aufbau des Krieges bezeichnen.

Zum Beginn herrschte eine unerhörte Spannung und Erregung. Niemand — und das ist fast wörtlich zu nehmen —, niemand wußte, was es mit einem Weltkrieg auf sich habe; niemand konnte mit Sicherheit voraussehen, wie der im Frieden geborene Deutsche durch die Jahre des Krieges hindurchgehen werde. Es fehlte daher nicht an Zeichen der Besinnungslosigkeit. Indessen, diese Erschütterung der Volksseele ließ nach, sobald die ersten Entscheidungen gefallen waren; und da jede Entspannung wohlthätig wirkt, so entstanden bereits durch die Unabänderlichkeit der Tatsachen lustbetonte Lösungsgefühle. Hinzu kam jene wundervolle Begeisterung, hinter der alles andere verschwand. Sie erhob sich, weil die Nation davon überzeugt war, daß Deutschland von der schleichenden Gefahr der letzten Jahrzehnte endgültig befreit und durch einen Entwicklungskrieg zu einer großen Zukunft geführt werden sollte. Wer von uns kann diese durchglühten Tage jemals vergessen? Dem Einzelmenschen gilt es als Gunst des Schicksals, wenn sein Leben einen Gipfelpunkt der Leistung gewinnt — hier ward einem ganzen Volk das Glück eines solchen Hochstandes zuteil.

Allein — was kommen mußte, kam. Jedes Lösungsgefühl schwächt sich, je mehr die Linie der Entspannung absteigt. Und Begeisterung ist keine winterharte Dauerpflanze. Wir müssen das Geständnis ablegen, obwohl es erniedrigend ist, daß wir Sklaven des Zeitverlaufs sind, daß die scheinbar charakterlose, gleichmäßig wie Stromwasser dahinfließende Zeit eine unüberwindliche Macht ausübt. Der

Aufschwung konnte wohl, wie jeder andere wertvolle Besitz der Volksseele, in dankbarer Erinnerung bewahrt, aber nicht mit gleicher Lebhaftigkeit für die Dauer beibehalten werden. Es kam vielmehr darauf an, aus dem Affektstadium in eine Stimmung zu gelangen, die den gewaltigen Anforderungen eines mehrjährigen Krieges entspricht, in eine Entschlossenheit, die dauernd wärmt. Dem deutschen Volke wurde das ermöglicht durch die schnellen und großen Anfangserfolge, durch die unverändert günstige militärische Lage. Man kann noch heute beobachten, daß die Truppen beim erfolgreichen Bewegungskrieg sich in einem erhöhten Gemütszustand befinden. Aber die innere Front, deren Moral überhaupt durchlässiger ist als die der äußeren Front, hat gelegentlich Zeichen der Kühle verraten. Nicht ohne Schuld derer, von denen die öffentliche Meinung vorzugsweise geformt und ausgesprochen wird. Denn es wurde des öfteren übersehen, daß die Werbekraft bestimmter Gedanken mit der Zeit nachlassen muß. In längerem Verlauf des Daseinskampfes ist es nötig, aus dem Sachverhalt, der im Grunde derselbe bleibt, immer neue Seiten zu entwickeln, die das Gefühl und das Handeln in Bewegung setzen können. Selbst die beste Formel nutzt sich ab, gemäß den Gesetzen der Gewöhnung und Ermüdung.

Unser Heer ist solchen Schwankungen weniger ausgesetzt, einmal deshalb, weil den Kämpfenden die Notwendigkeit unmittelbar vor Augen steht, alsdann deshalb, weil der Wechsel der Vorgänge immer neue Anstöße liefert. Man darf wohl sagen, daß die allgemeine psychologische Verfassung des Heeres eine leidlich gleichmäßige ist. Daraus rechtfertigt sich auch der Versuch, diese Verfassung zu kennzeichnen.

Der psychologische Bestand des Krieges soll nur für das kämpfende Heer aufgenommen werden, insofern es mehr dauernde Regelmäßigkeit zeigt als das Volk im ganzen mit den Verschiedenheiten des Alters und Geschlechtes, des Berufs und der Stellung, des Interessenkreises und des Besitzes.

Das kämpfende Heer bildet eine aus sonst getrennten Individuen bestehende Gruppe, die von der übrigen Gesellschaft ziemlich abgelöst ist und durch ein Ziel zusammengehalten wird. Als Zweckbestimmung ist — mit den Worten Hindenburgs — die Vernichtung des Feindes anzunehmen. Denn wollte man, wie früher üblich, den Sieg betonen, so würde die Eigentümlichkeit dieser besonderen Form des Kampfes nicht zur Geltung kommen, da ja bereits im sportlichen und künstlerischen Wettkampf der Sieg über die Mitbewerber erstrebt wird. Das Entscheidende ist vielmehr die Schädigung des Feindes, die im äußersten Falle zur Vernichtung wird. Aus dieser Zwecksetzung gewinnt die Gruppe ihre Einheitlichkeit. Erschwert wird sie durch die beträchtliche Verschiedenheit und Fremdartigkeit der miteinander verbundenen Einzelmenschen, erleichtert dadurch, daß die Heeresangehörigen für lange Zeit aus ihren gewohnten Zusammenhängen (Familie, Beruf) herausgerissen und eben hiermit aufeinander angewiesen sind. Doch gelten beide Bestimmungen nicht in voller Schärfe. Einerseits nämlich finden sich die Leute aus gleicher Schicht, andererseits sorgt die Feldpost für Verbindung mit der Heimat. Immerhin, die genannten Merkmale bleiben durchgreifend.

Betrachten wir zunächst den Vorgang der Umpflanzung und beginnen wir mit seinen physiologischen Kennzeichen. Die Ärzte haben darauf hingewiesen, daß die Teilnahme am Krieg für die meisten einen völligen Wandel der Lebensweise mit sich bringt. Die Ernährung wird anders, da die Speisen weder in der Zusammensetzung noch in der Menge noch in der Zeit ihrer Zuführung der Gewohnheit entsprechen können; der Schlaf wird unregelmäßig und im ganzen geringer; geschlechtliche Betätigung fällt überhaupt fort oder wird erheblich eingeschränkt; hingegen werden dem Körper die größten Anstrengungen, der Seele die außerordentlichsten Erregungen zugemutet. Nun versteht sich von selbst, daß alles dies schädlich wirken kann. Die Leute magern ab, leiden unter dem Schlafmangel (namentlich, wenn sie im mittleren Alter stehen) und werden durch die mit manchen militärischen Verrichtungen verknüpfte dauernde Anspannung zermüdet: am angreifendsten, so hat man mir gesagt, ist der Marinewachtdienst. Und trotzdem — die Schädigungen sind, im großen und ganzen betrachtet, so erstaunlich gering, daß man nach Gründen für diese Erscheinung suchen muß. Ein Hauptgrund liegt gewiß in der körperlichen Tüchtigkeit, die vorher unterschätzt worden war, unterschätzt sowohl in dem Sinne, daß sie zu gering bemessen wurde, als auch in dem Sinne der Unterbewertung: selbst für den Offizier, der draußen steht, scheint mir physische Widerstandsfähigkeit ebenso wichtig wie militärische Kenntniss. Hilfreich treten hinzu das Freiluftleben und die alles umfassende ärztliche Fürsorge.

Dennoch reichen diese günstigen Umstände zur Erklärung nicht aus. Den Ausschlag gibt letzten Endes der den Schä-

digungen entgegen arbeitende Wille. Belebt durch das Gefühl, daß im Dienst des Vaterlandes alle Kraft herausgeholt werden muß, offenbart sich der Wille in einer allgemeinen Steigerung der seelischen und körperlichen Spannkraft. Schon im Hauptquartier und in den Armee-Oberkommandos wird zuzeiten mit einer Rücksichtslosigkeit gearbeitet, die den Begriff der Müdigkeit und der Erschöpfung schlechterdings ausschaltet. Was sich dort der einzelne manchmal zumutet, ohne zusammenzubrechen — es grenzt, wie ich aus eigener Beobachtung sagen muß, ans Wunderbare; diese Energieleistung sollte dankbar gewürdigt werden, obwohl ihr die Außenseite der Entbehrungen und Gefahren fehlt. Im Felde treten andere Willensproben in den Vordergrund. Da gilt es, Hunger und Durst zu ertragen, Stunden über Stunden zu marschieren, Lasten zu schleppen, Furcht zu überwinden, die Stimmung zu heben, bei Verwundungen das Gemüt ruhig und fröhlich zu halten; da gilt es vor allen Dingen, die härteste Prüfung, die des Trommelfeuers zu bestehen. Alles das vermag der Wille. Solange er unverfehrt ist, winkt der Sieg; diese strömende Quelle deutschen Lebens kann auch der Tod nicht ausschöpfen.

Wir, die wir diesen Dingen nachdenken, entnehmen ihnen zwei Folgerungen. Das eine Ergebnis, von Ärzten wie Goldscheider, Weygandt und Hoche bereits gesehen, führt zu der Einsicht, daß der Mensch sich unter besonderen Verhältnissen mehr abverlangen kann, als man früher für möglich hielt, und daß der Wille für die Gesundheit eine überragende Bedeutung hat. Wenn unsere Ärzte zugleich auch Heilpädagogen wären und die Kräfte des Willens in der jeweils geeigneten Form aufzurufen lernten, so würden ihre Erfolge

noch größer werden. Die Philosophen sollten die Folgerung nicht scheuen, daß im wirklichen Wesen des Menschen der Wille neben oder sogar über der Vernunft steht, daß der Primat des Willens nicht nur für die überpersönliche Geistigkeit, sondern für den lebendigen Einzelmenschen seine Geltung hat. Auch das ist oft gesehen, aber nicht allgemein und entschieden genug durchgeführt worden.

4.

Mit der Abgelöstheit der kämpfenden Gruppe sind noch andere Merkmale ihres eigentümlichen Seins gesetzt. Vor allen Dingen die Primitivität der gemeinsamen Lebensführung. Ähnlich den Verhältnissen bei Naturvölkern muß im Schützengraben jeder alles können: die daheim sorgfältig getrennten Verrichtungen fließen hier wieder zusammen, und derselbe Mann betätigt sich als Tischler, als Schneider, als Koch. Wenngleich diese erzwungene Unzerlegtheit des Tuns am deutlichsten in den unterirdischen Robinsonaden sich zeigt, so findet sie sich doch auch im Etappengebiet: dort grübeln klassische Philologen über Beleuchtungsanlagen und Kapellmeister sorgen für Schmalzzufuhr. Gewiß werden besondere Fähigkeiten geschätzt und gepflegt, aber es sind meist solche, die zu Friedenszeiten noch nicht entdeckt waren, beispielsweise die Gabe, gut requirieren zu können, denn nicht nur die Liebe zwischen Mann und Weib, sondern auch die Nächstenliebe geht durch den Magen. Hierbei tritt zutage, wieviel von praktischer Intelligenz in unserem Volke steckt, zumal in seinen durch Bildung nicht belasteten Schichten¹⁾. Die vom Lande stammenden Soldaten schienen

1) Daß diese Intelligenz gelegentlich versagt, braucht nicht wunderzu-

mir in ihren Instinkten sicherer, die aus der Stadt kommenden in der Ausführung gewandter zu sein, während die Gebildeten nicht selten den Umweg über theoretische Erwägungen machen müssen. Am seltsamsten ist bei den (früher Dekadenten, später ebenso falsch Ästheteten genannten) Großstadtmenschen die Wandlung zur Ursprünglichkeit, denn solche einst durch einen Abgrund von Ironie von ihren Mitmenschen getrennten Sondergeister lernen draußen kennen die „Bonnen der Gewöhnlichkeit“, wie Thomas Mann einmal sagt.

Infolgedessen steht der Pegel der gemeinsamen geistigen Ansprüche nicht sonderlich hoch. Gern gelesen werden Zeitungsnachrichten und ablenkende Erzählungen, während die Sehnsucht nach biblischen Schriften, nach Philosophie und großer Dichtung nur ab und zu und nur bei verhältnismäßig wenigen durchbricht. Was ich von selbständigen dichterischen Erzeugnissen gesehen habe, kommt über gut gemeinte Keimerei nicht hinaus; die Tagebücher fesseln mehr durch den Stoff, als durch seine Verarbeitung. Musik wird gern getrieben, sei es in der Form des (leider meist einstimmigen) Gesanges, sei es mit der äußerst beliebten Mundharmonika; im Grunde bleibt sie auf die Rolle eines rhythmischen Anstoßes beschränkt. Am schwächsten ist der Sinn für bildende Kunst entwickelt, oder besser gesagt, er richtet sich mehr auf eine behagliche Ordentlichkeit als auf künstlerischen Schmuck — mit einer Ausnahme, die von den oft merkwürdig schönen Grabmälern und Friedhofsanlagen. Als ich vor einem besonders streng bewachten Gebäude meinen Ausweis vorzeigen mußte, sah sich der Posten das umfangreiche Schriftstück hilflos an und gab es mir mit dem köstlichen Ausspruch zurück: „Das kann ich nicht lesen — lesen Sie mal vor!“

lagen gebildet wird. Im ganzen also treten ästhetische Bedürfnisse zurück, offenbar deshalb, weil das überlegene Verhältnis zum Menschlichen, das dem durchgeformten Geschmack eignet, draußen nicht gedeihen kann; und die große Kunst wird weder erzeugt noch genossen, weil das sie bedingende starke Gefühl für das menschlich Wertvolle anderwärts aufgebraucht wird.

Während die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen durchschnittlich gering sind, tritt andererseits in der Gesamtseele der kämpfenden Truppen etwas hervor, was man eine Erhöhung oder eine Vertiefung nennen kann. Vielleicht wird der Vorgang am deutlichsten mit dem Wort: religiöse Ergriffenheit bezeichnet, jedoch nur, sofern aus ihm alles Konfessionelle, geschichtlich Gewordene, dogmatisch Verfestigte ausgeschieden wird. Die Feldgeistlichen der drei Bekenntnisse wissen es gut und lassen im Gottesdienst sowie im seelsorgerischen Zuspruch mit weisem Takt das Trennende zurücktreten. Es ist so, als ob das Urphänomen des Glaubens aufleuchtet. Die Menschen werden besinnlicher, finden in den Ereignissen und in der Nähe des Todes den Zugang zu Gott. Im Grunde des Herzens bewahrt jeder Deutsche einen kleinen Schatz von Frömmigkeit, mag er auch nur als Sparpfennig für böse Stunden zurückgelegt sein. An jenem unvergeßlichen Augusttage des Jahres 1914 sprachen nicht nur Tausende, um das Berliner Bismarckdenkmal geschart, gemeinsam das Vaterunser — nein, ganz Deutschland betete damals¹⁾. Und mögen die Heimgebliebenen ihren Glauben allmählich wieder vergessen

1) Aus anderen persönlichen Erfahrungen heraus hat Ernst Troeltsch das gleiche bekundet.

haben, die Kämpfenden kehren stets von neuem zu sich und ihrem Gott zurück. Man soll deshalb den Krieg nicht preisen, denn er hat die Religiosität nicht geschaffen, aber man soll dankbar dafür sein, daß Millionen Deutsche die Berührung mit einer über dem Menschen stehenden Macht wahrhaft erleben. Denn es ist wirklich so, daß inmitten des Grauens eine heilsame Erschütterung über den inneren Menschen dahingehet, daß ihm eine Seele zuwächst. Selbst stumpfe und harte Gemüter gewinnen eine Ahnung der letzten Fragen.

Woher mag das kommen? Ich vermute einen Zusammenhang mit jener Abgelöstheit des Heeres, von der wir ausgegangen sind. Für die Masse der Mitkämpfer gibt es doch keine sichtbare Linie, die von der Vergangenheit über die Gegenwart hin zur Zukunft führt. Jeder einzelne ist plötzlich aus seinem Wirkungskreis herausgerissen, in eine fremde Umgebung verpflanzt, vor neue Aufgaben gestellt worden, und er soll nach Friedensschluß da wieder anknüpfen, wo der Faden von der Hand des Kriegsgottes zerschnitten worden war. Es fehlt aber nicht nur die innere Beziehung zur früheren und späteren Lebenswirklichkeit, sondern es fehlt auch innerhalb der kriegerischen Ereignisse an einer sinnvollen Verbindung, die von dem Teilnehmer zu erkennen oder gar zu beeinflussen wäre, vergleichbar dem Gefüge, das sonst jeder, auch der bescheidenste Lebensaufbau zeigt. Der Kämpfer lebt dem Augenblick; er kennt keine dauernde Sorgen, keine bleibenden Ziele. Seine Welt ist eine unwirkliche, weil sie sich nicht natürlich entwickelt hat und keine eigene Struktur besitzt. Eben nun aus dieser Schattenhaftigkeit begreift sich der Aufstieg ins Transzendente. Der Kämpfer, aus der Tageswirklichkeit herausgehoben, gelangt ins Reich des

Wesenhaften; er hört mit der Sprache des Krieges zugleich die Sprache der Ewigkeit.

Sobald die Truppen aus dem Kerngebiet des Krieges zurückgezogen werden, treten die Wirklichkeitsprobleme wieder an sie heran. Dann fühlen sie von neuem die wirtschaftliche und seelische Einheit mit der Heimat, dann denken sie an die Zukunft, nicht nur an die eigene, sondern auch an die fremde, indem sie auf russischem oder französischem Boden zerstörte Ortschaften in Ordnung bringen und die Felder bebauen, fröhlich bei der Arbeit, trotzdem niemand weiß, ob er den nächsten Tag erleben wird. Die Einpassung ins Soziale macht ihre Rechte geltend, die Berührung mit dem Über sinnlichen verblaßt.

5.

Indem das kämpfende Heer sich seelisch bis zu einem gewissen Grade absondert, gewinnt es in sich eine besonders hohe Festigkeit. Die Kameradschaft der Feldgrauen besitzt freilich in dem uralten Soldatengefühl eine Wurzel, in der Interessengemeinsamkeit des ganzen Volkes ein Vorbild. Denn es läßt sich nicht bezweifeln, daß unser deutsches Sachmenschentum gelockert worden ist durch die gleichen Vorstellungsgebiete militärischer, politischer, wirtschaftlicher Art, daß demnach auch zwischen uns eine Sphäre der Gemeinschaft entstanden oder wenigstens in ihrer Wirksamkeit gesteigert worden ist. Aber das Heer fühlt sich noch in anderer Art als Einheit. Dadurch, daß es nur aus Männern besteht, entfallen manche Reizungs- und Reibungsflächen; die Einheit verstärkt sich durch den Kampf gegen die feindliche Armee und den Gegensatz zur bürgerlichen Bevölkerung.

In diesem Männerbund reden sich alle mit Kamerad und Du an. Jeder findet hier für gewisse Seiten seines Wesens eine Anlehnung, wofür der Deutsche, durch Genossenschafts- und Vereinsbildungen vorbereitet, vielleicht mehr als andere Völker empfänglich ist. Obgleich die Regimenter tüchtig durcheinandergeworfen werden, entbehren die Leute nicht jenes militärischen Heimatgefühls, das sie während des Friedens besessen haben. Am stärksten ist es natürlich in den kleinen Gruppen: wo wenige Menschen ganz aufeinander angewiesen sind, fühlen sie sich auch als eng verbunden. Daher ist die Solidarität in der kleinsten Gruppe, die nur aus zwei Personen besteht, am festesten: Offizier und Bursche, Flugzeugführer und Beobachter mögen als Beispiele genannt sein. Kann es uns wundern, wenn mit der wachsenden Festigkeit eines solchen Gemeinschaftskörpers sich eine ablehnende Haltung gegen andere Gruppen entwickelt? Es liegt in der Sache begründet, daß der Bursche erst für „seinen“ Hauptmann sorgt, schlimmstenfalls auf Kosten anderer, daß die „Sandhasen“ und „Frontschweine“ erst an sich und dann an die Kameraden aus der Etappe denken. Jeder Zusammenschluß zieht eine Absonderung nach sich.

Der psychologische Sachverhalt zeigt indessen eine größere Verwicklung als in dem bisher dargestellten Teil. Dieser wunderbarste aller Kriege bringt es zuwege, daß der geschilderten Verengung der Gefühlsweise eine Erweiterung zur Seite tritt, woraus allerhand Gefühlsmischungen entstehen. Wiederum gibt es im ganzen Volk ein ähnliches seelisches Erlebnis. Wir erfahren nämlich — neben dem Streit der Völker —, daß die Erschütterung des Krieges alle europäischen Nationen, ja die ganze bewohnte Erde in

Mitleidenschaft zieht, wir erfahren durch den Weltkrieg in paradoxer, aber nachdrücklicher Form, daß die Völker heutzutage ohne Ausnahme voneinander abhängen. Diese in tieferer Schicht liegende Einheit der Völker wird dem deutschen Soldaten menschlich-seelisch vor Augen geführt. Er, der heute in Ostende, morgen in Misch, übermorgen vor Riga kämpft, findet überall dieselben Sorgen und Nöte, dieselben Freuden, Wünsche, Hoffnungen der Menschen: es muß ihm zum Bewußtsein kommen, daß es etwas allgemein Menschliches gibt. In der gleichen Richtung wirkt, daß heute neben ihm ein Ungar, morgen ein Bulgare als Kampf- und Sieggefährte steht. Die so begründete Erkenntnis hat mit der bewußten Internationalität von ehedem nichts zu tun — vielleicht birgt sie den Keim einer später der Menschlichkeit winkenden Interhumanität, die ein starkes, aber überhebungsfreies deutsches Selbstgefühl in sich schließen kann. Jedenfalls enthält sie Vorstellungen, die dem Gruppengefühl entgegenwirken.

Wenn man das Gruppengefühl näher betrachtet, so findet man in ihm, als den Hauptzug, einen demokratischen, fast darf man sagen: kommunistischen Geist. Mit anderen Worten: die Druckwirkung der Gruppe ist so stark, daß der einzelne Sonderrechte nicht mehr beansprucht. Die Soldaten teilen. Hat einer etwas, so haben alle etwas; kommt nachträglich eine Liebesgabensendung für einen Gefallenen, so gilt es als selbstverständlich, daß die anderen davon nehmen, was sie brauchen können, denn sie wissen, er hätte es ihnen gegeben. Draußen sammelt niemand Reichtümer auf Kosten der andern — draußen nicht! Im Schützengraben gedeiht weder Eitelkeit noch niedrige Ehrsucht, weder Über-

hebung noch Schadenfreude (Ausnahmen immer zugestanden), während in der Etappe die allzu menschlichen Eigenschaften bereits locker ihr Haupt erheben. Ein bezeichnendes Erlebnis ist mir in der Erinnerung geblieben. Es war vor Kowno. Soeben war eine Befestigung gestürmt worden. Da kam ein Hauptmann und rief einem jungen Leutnant zu: „Lieber . . ., denken Sie sich, mein Unteroffizier . . . bekommt jetzt das Eiserne Kreuz erster Klasse.“ „Dann darf ich Herrn Hauptmann auch dazu beglückwünschen?“ „Nein, aber es freut mich auch viel, viel mehr, daß . . . es hat, denn er verdient es von uns am meisten.“

Ist dieses zufällig belauschte kleine Zwiegespräch nicht wunderschön? Unser Kaiser hat einmal auf einer Nordlandsreise gesagt, er wünsche jedem Deutschen einen Tag in der Herrlichkeit der Natur, einen Tag, der die Seele frei mache. Jetzt wäre jedem Deutschen ein Tag an der Front zu wünschen.

6.

Mit demokratischem Geist, auch wenn er ins Heldenhafte gesteigert ist, wird der Sieg noch nicht erfochten. Jeder weiß, daß die Aufgabe, die der Gruppe des Feldheeres Einheit und Sinn verleiht, ohne Führung und Unterordnung nicht zu erfüllen wäre. Doch verhalten sich die Jungmannschaften und die älteren Leute etwas verschieden. Sie sind alle in den Krieg gezogen, um dem Vaterland zu dienen und ihre Pflicht zu tun. Sie haben sich alle auch persönlich etwas vom Krieg versprochen: die federnde Jugend träumt von glänzendem, jauchzendem Heldenstum, der reife Mann, in dessen bisherigem Leben viel

Kraft verkümmert blieb, begrüßt eine Gelegenheit, die einen unerhofften Umschwung, eine neue Jugend, eine Vervollständigung des bruchstückhaften Ich verspricht. Wenn die Jungen sich der Manneszucht unterwerfen, so tun sie es aus Achtung vor dem Alter und der Erfahrung der Vorgesetzten; schwerblütige Landwehr- und LandsturMLEUTE werden durch sachliche Einsicht in die Notwendigkeit bewogen. Ob der einzelne aus diesem oder jenem Beweggrund dem entgegenkommt, was nicht anders sein kann — wenn er nur entgegenkommt, so werden die eisernen Klammern der Disziplin als weniger drückend empfunden.

Von den seelischen Einstellungen, um die es sich hier handelt, ist zunächst die Geneigtheit zur Nachahmung zu nennen. Nachahmung bedeutet einen inneren Zwang, Vorgemachtes zu wiederholen, und bezieht sich namentlich auf Bewegungen. Beginnt jemand vorzustoürmen, so folgen die anderen ziemlich leicht, beginnt einer mit der Flucht, so bleibt auch er selten allein. Innerhalb eines Massenganges pflegen Bewegungen wirksamer zu sein als Worte: sie können unmittelbar die Kampffähigkeit steigern, aber auch eine böse Panik hervorrufen. Es mögen unbedachte Worte beim Kampf eine Verwirrung erzeugen, aber gänzlich sinnlose Handlungen entstehen am ehesten durch ein sichtbares Vorbild. Während das im Theater ausgerufene Wort „Feuer“ die Zuschauer auffpringen und hinausseilen läßt, erweist sich die Macht der Nachahmung darin, daß sie nun alle dem einen Ausgang zuströmen, den der erste gewählt hat, auch wenn ihnen andere Rettungswege näher liegen. Das Wort „Feuer“ wirkt so, als ob in einem Raum mit vielen Saiteninstrumenten kräftig ein Ton gesungen wird:

sogleich erklingen nämlich die Instrumente in diesem Ton, ohne daß doch eins dem anderen nachahmt. Man muß demnach die selbständige, obwohl gleichartige Antwort auf einen Reiz von der Nachahmung vorgemachter Bewegungen unterscheiden.

Ebenso wichtig ist ein anderer Unterschied. Eine beliebige Menschenansammlung, wie sie sich z. B. im Eisenbahnzug zusammensindet, hat eine ganz andere Gesamtseele als ein Truppenteil. Dort zeigt sich der furchtbare Einfluß der Zahl darin, daß die mühsam erworbene Überlegtheit und Selbstbeherrschung des Kulturmenschen schlechthin weggerichtet werden. Dagegen wachsen Gefühle und Reflexe um so stärker, je mehr Personen zu gleicher Zeit und am gleichen Ort von ihnen ergriffen werden. Sobald Menschen in einem organisationslosen Nebeneinander beisammen sind, heben sich nicht ihre intellektuellen Kräfte, sondern schwächen einander. Ein solcher Haufe ist wie ein Mensch ohne Kopf: er hat weder Gedächtnis noch Gewissen, weder Überlegung noch Verantwortlichkeitsgefühl. Dem Truppenteil jedoch, auch wenn er zu einer willenlosen Herde geworden sein sollte, bleibt immer ein Kopf erhalten, denn wird ihm einer abgeschlagen, so wächst ein anderer nach. Durch die militärische Ausbildung ist eben erreicht worden, aus einer Zusammenwürfelung von Menschen ein zweckvoll arbeitendes Ganze zu machen.

Eine weitere hier in Betracht kommende seelische Einstellung ist der Gehorsam, und als mit ihm verbunden, die Gewalt der Autorität. Der rechte Geist im Heer, ohne den Ausrüstung und körperliche Vorbereitung wenig nützen würden, findet sich im Gehorsam gleichsam zusammenge-

faßt: von ihm werden Mannschaften und Offiziere, bis zum General hinauf, beherrscht. Unleugbar fallen wertvolle Gefühle und Antriebe fort, wenn ein Handelnder sich auf den kleinen Kreis einer angewiesenen Leistung beschränken und ohne Kenntniss des eigentlichen Zieles befehlsgemäß vorgehen muß, wenn er im Ausschnitt leben und auf ein Gesamtbild verzichten muß. Aber die militärische Erziehung soll ihn so durchgeformt haben, daß er diesen Ausfall gar nicht mehr bemerkt. Die Bereitschaft zu den Ehrenbezeugungen, die das sichtbare Zeichen des Gehorsams sind, geht ja auch dem Soldaten in Fleisch und Blut über: oft genug sieht man schwer Verwundete mühsam und mit rührender Selbstverständlichkeit ihre Ehrenbezeugungen ausführen. Und welche — psychologisch kaum begreifliche — Thaten werden durch eine vollkommene Disziplin ermöglicht! Ich möchte glauben, daß der Unterseeboot-Dienst die stärksten seelischen Anforderungen stellt. Die Mannschaft eines Unterseebootes entbehrt aller Erleichterungen des eigenen Sehens und Wissens; sie ist eingeschlossen, erhält und befolgt Befehle; die Unzulänglichkeit der äußeren Lebensbedingungen und die dauernde Nervenspannung muß die Leute reizbar machen, um so reizbarer, da niemand die Beruhigung des Alleinseins genießen kann, sondern ständig mit den anderen zusammen ist. Alles dies wird überwunden durch die Gefühls- und Willensmomente, die vom Pflichtbewußtsein ausstrahlen.

Indessen noch bewundernswerter scheint mir, daß trotz allem dem die Selbstbetätigung des Willens nicht erdrückt wird. Unter den hier maßgebenden Gesichtspunkten ist es eine der größten Leistungen unserer Heeresleitung,

daß sie den deutschen Soldaten wie zum Gehorsam, so zur Initiative erzogen hat, und zwar mit wachsender Kriegserfahrung immer mehr. An sich betrachtet sind Gehorsam und Eigenwille in Widerstreit und schädigen einander. Doch läßt sich ihre Mischung vermeiden, sobald der einzelne gelernt hat, wann er auf den Befehl warten muß und wann er nach eigenem Ermessen handeln darf. Und mehr. Hugo Münsterberg hat treffend nachgewiesen, unter welchen Bedingungen eine gemeinsame Hochleistung entsteht, d. h. die wechselseitige Hemmung aufhört, obgleich beide Fähigkeiten beansprucht werden. „Das ist erreicht, sobald der Gehorsam von freiem persönlichen Respekt für den Befehlenden getragen wird, so daß der einzelne es wie seine freie Willensentscheidung empfindet, daß er seinen Willen dem fremden unterordnet. Andererseits muß jene freie Initiative nicht als Berechtigung zu willkürlicher, launenhafter Entscheidung, sondern als eingeschlossen in feste Disziplin empfunden werden: der einzelne muß wissen, daß auch seine freie Entscheidung die Ausübung einer ihm anbefohlenen Pflicht ist“ (Psychotechnik, S. 260 ff.).

7.

Weshalb besitzt gerade das deutsche Heer die unerreichte Meisterschaft in der Verschmelzung von Gehorsam und selbständiger Willensbetätigung? Der Grund muß wohl im deutschen Volkscharakter liegen. Die besondere Art deutschen Wesens dürfte eine unbefangene Betrachtung darin finden, daß es zwei sehr widersprechende Eigenschaften vereinigt: Genialität und Korrektheit. An Dürers und Menzels Bildern, an Goethes und Bismarcks Lebenslauf, an

Nommsens und Helmholzens Werken kann man diese Verbindung belegen. Die begeisterten Lobredner pflegen sich an die eine Seite, die Feinde an die andere Seite zu halten. In Wahrheit gibt es beide Seiten, gibt es in demselben Volk, ja in demselben Einzeldeutschen eine heldenhafte und eine kleinbürgerliche Natur. Unsere Gegner bemerken jetzt, daß der deutsche Soldat, der jahrelang peinlichsten Gamaschendienst getan hat, einen unwiderstehlichen Schwung entwickeln kann; gerade hierdurch werden sie in Verwirrung gebracht und zu Fehldeutungen veranlaßt. Aber auch wir sollten der seltsamen Tatsache Beachtung schenken, daß hinter der „Pedanterie“ unserer Offiziere und Unteroffiziere ein Dämon stecken kann.

Nirgends zeigt sich die psychologische Zwiespältigkeit deutlicher, als innerhalb der Gefahrzone. (Nur ein Teil des Heeres, vielleicht auf zwei Drittel zu schätzen, befindet sich in diesem Gebiet; das Ganze gleicht einem schwimmenden Eisberg, dessen tragende Schichten in den Meeresfluten verborgen bleiben.) Die vom Feuer bedrohten Kämpfer mögen alle sich tapfer zeigen, dennoch handeln sie nicht aus denselben seelischen Antrieben. An den Rändern steht die rücksichtslose Tollkühnheit einiger Individuen und der Mut aus sittlicher Überzeugung; bei weniger starken Eindrücken springt der Sportgeist hervor, der über die schlotternden Knie Hohn lachen will, der nach Überwindung von Hemmungen Freude an der Gefahr empfindet und die Wahrheit des Wortes verspürt: leben heißt gefährlich leben. Solche Gefühlsweisen gehören zu den starken und heißen Kräften des deutschen Wesens. Auf der Gegenseite liegt die unbeugsame Pflichterfüllung inmitten des Kugelregens,

die bis zum letzten Handgriff genaue Ausführung der Befehle, mag auch das eigene Leben verwirkt sein. Indem beides sich mischt, entsteht die furchtbare Tapferkeit eines geordneten Kauschzustandes. Bei uns wird keine Truppe zur Sturmtruppe verwendet, die nicht auch Paradedruppe sein kann.

Ferner ist in den gefährlichen Lagen als solchen mancherlei enthalten, woraus die seelische Reaktion verständlich wird. Bei Soldaten, die schon lange im Kampf stehen, verschiebt sich die Empfindungschwelle; der Lärm der Granaten wird kaum noch gehört, der Gestank verwesender Leichen kaum noch bemerkt, die Gefahr als eine gewohnte Zugabe hingenommen. Dementsprechend ändert sich auch die Gefühlsschwelle. Ein Musketier, den ich im Schützengraben kennen lernte, sagte mir: „Der Tod umlauert mich täglich, und dennoch ist mir nie sorgloser, nie heiterer zumute gewesen.“ Mindestens eine Mittellage der Stimmung wird schnell erreicht und dauernd beibehalten. Offenbar gewinnt der Tod durch seine Häufigkeit auch seine Natürlichkeit wieder zurück. Selbst bei der Zivilbevölkerung, mit Einschluß der Frauen, ist im Gefechtsbereich ein Nachlassen des Selbsterhaltungstriebes wahrzunehmen; Leute, die sonst vor dem Zahnarzt zittern, gehen gemächlich im Kugelregen einher, weil sie sich den Umständen angepaßt haben. Während erfahrene Kämpfer sich mit aller gebotenen und erlaubten Vorsicht bewegen, verzichten gerade Unbeteiligte nicht selten auf Deckung. Am seltsamsten ist, daß Verwundete, die aus der Feuerlinie forthumpeln, sich manchmal höchst sorglos benehmen, gleich als ob sie durch ihre Nichtbeteiligung kugelfest geworden wären. Aus der tiefsten Bewußt-

seinslage scheint das Gefühl emporzutauchen: es dürfte ihnen nun nichts mehr geschehen, da sie ja nicht mehr kämpfen!

Anders gestalten sich die psychologischen Verhältnisse in den unvorstellbar schrecklichen Tagen und Nächten, in denen das Trommelfeuer rast. Der Eindruck muß der des Weltunterganges sein. Bei der ungeheuerlichen seelischen Beanspruchung wird ohne Zweifel das Bewußtsein eingeengt. Die Gedanken an das eigene Ich werden übertäubt, Angst und Rettungsversuche fallen von selber fort. Da es kein Entrinnen gibt, so stellt sich die Ruhe des Fatalismus ein; die schlimmsten Situationen des Lebens haben ja meist das Gute in sich, daß sie aus sich selbst ein Gegengewicht hervorbringen. Wie nun überhaupt der Heeresangehörige seine Teilnahme am Krieg und den Platz, der ihm angewiesen wurde, als Schicksal empfindet, so auch den tobenden Aufbruch, dem gegenüber ichtsüchtige Empörung sinnlos wird. Das wehrlose Ausharren im schweren Artilleriefeld ist deshalb so entsetzlich, weil man das Näherkommen berechnen kann nach dem bekannten Rhythmus des feindlichen Feuers; die Sicherheit, mit der die Geschütze einen Graben abtasten und jeden Abschnitt einmal heimsuchen, steht im Widerspruch zur Unberechenbarkeit der übrigen Gefechtsereignisse.

Am schwersten ist Untätigkeit in der Gefahr zu ertragen. Ein Fliegerbeobachter erzählte mir, daß er sich gegenüber den ihn bedrohenden Schrapnells nicht anders zu „helfen“ wußte, als indem er sie photographierte. Wenn die Soldaten Schüsse zählen und die Feuerverteilung beobachten, so schaffen sie sich eine gewisse Tätigkeit und gewinnen hierdurch Widerstandskraft; wenn sie stürmen sollen, so ist

zwar der Entschluß, sich vom Boden abzulösen, unsagbar schwer, aber das Gefühl, jetzt endlich etwas tun zu dürfen, ein wirksamer Ansporn. Hinzu kommen andere psychologische Bedingungen, über die Everth in der Schrift „Von der Seele des Soldaten im Felde“ viel Richtiges gesagt hat. Der im Sturm vorwärts Gehende weiß doch, daß er sich einem Abschluß nähert: und „besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende.“ Solange etwas Entscheidendes noch bevorsteht, ist es furchtbarer, als beim unmitttelbaren Durchleben — daher greift schließlich jeder Soldat gern zu. Die größte seelische Qual erwächst aus der inneren Leere beim passiven Verhalten. Nach allgemeiner Erfahrung dehnt sich die Zeit bei gleichförmigem Erlebensstoff ins Unendliche, während dieselbe Zeit aus demselben Grund für die Erinnerung zusammenschrumpft. So kommt es, daß die zum Erdulden gezwungenen Kämpfer die schrecklichste Form der Langeweile kennen lernen und nachher von den endlos dauernden Stunden nichts zu berichten wissen. Wenn sie Angst fühlen, so ist es nicht die Furcht vor drohendem Unheil, sondern das Gefühl der Hilflosigkeit, wie es der Verirrte in grenzenloser Einsamkeit empfindet. Vergebens schreit die Seele nach einem Inhalt, bis der Augenblick kommt, der zur Tat aufruft und die Erlösung bringt.

Die Nachwirkung solcher Erlebnisse ist verschieden. Wenige nur können sachlich davon sprechen. Die meisten werden ernst und verschlossen und streben danach, die Eindrücke zu vergessen. Trifft man auf schwaghafte Milites gloriosi, so kann man ziemlich sicher sein, daß ihnen das Äußerste des Krieges erspart geblieben ist.

Von einem Universitätsprofessor in Halle habe ich einen Bericht erhalten, der sich durch Objektivität, Anschaulichkeit und psychologische Vertiefung auszeichnet. Es sei mir gestattet, zwei Abschnitte daraus abzudrucken. Der Leser wird auch ohne besondere Hinweise erkennen, wie die mitgeteilten Tatsachen sich in unsere Betrachtungen einfügen.

„Ich will versuchen, wahrheitsgemäß, d. h. auf Grund der unmittelbaren Erinnerung und meiner Notizen, den Gang des Gefechtes zu schildern, in dem ich verwundet wurde.

Es ist 10 Uhr abends. Wir sind den ganzen Tag mit kurzen Pausen marschiert und zum Umfallen müde. Wohin es geht, wo und wie wir übernachten sollen, keiner weiß es, keiner fragt danach. Die Beine gehen wie von alleine weiter. Die Augen hängen am Rücken des Vordermannes. Plötzlich stockt die Kolonne, man prallt unwillkürlich auf, steht, und nun ist es, als ob die Beine in sich zusammenknicken wollen. Vorn wird gehalten. Halbblaute Kommandos. Die Gewehre sind im Augenblick zu Pyramiden zusammengesetzt. Die Leute werfen sich rechts in den Straßengraben, über- und nebeneinander. Keiner fragt, wo er sich hinwirft: in Kot, in Wasser, auf Steine, es ist ja ganz gleichgültig, nur für einige Augenblicke liegen. Die Offiziere stützen sich auf den Säbel: wann kommt der Befehl? Bleiben wir hier, gehen wir vor? Links auf der freien Straßenseite jagen Adjutanten vorbei, Burschen mit Pferden des Stabes, Radfahrer und Autos. Neidische Augen folgen. Da sitzen warm eingewickelte Menschen, die Wein und Sardinen und Brot

haben, die ins Quartier kommen werden — weiter wird nicht gedacht. Die Autos sind schon weit. Jetzt kommt ein Befehl durch: „Die Herren Zugführer nach vorn!“ Endlich! Bei der Spitze stehen Hauptleute und Adjutanten: „Also das Bataillon bleibt hier, gräbt sich links und rechts der Straße ein.“ Doch eine Entscheidung, wenn sie auch Schlaflosigkeit bedeutet. Die Linien der Schützengräben werden festgelegt, Wachen und Patrouillen ins Vorgelände eingeteilt. Die Züge ziehen sich auseinander. Spaten klirren, es muß rasch gearbeitet werden. Wenn der Morgen graut, muß die Kompagnie in der Erde stecken. Mit halbstündiger Ablösung graben die Leute. Der verfluchte französische Boden. Ein halber Meter Erde, dann Stein, der nur der Spitzhacke weicht, und die Löcher für die Schützen müssen so tief werden, daß man im Stehen schießen kann. Wie Schatten stehen und huschen die Mannschaften über das nächtliche Feld. Einzelne Geschosse sausen am Ohr vorbei. Keiner achtet darauf. Die Kugel, die man hört, ist ja schon vorbei. In der Ferne knallen Patrouillen sich herum. Feuerschein brennender Dörfer ringsum. Die Löcher werden tiefer, es sieht aus als grübe sich jeder sein Privatgrab. Stroh hinein, Rasen auf die helle ausgeworfene Erde, die sonst der feindlichen Artillerie ein Prachtziel bieten würde. Die Nacht rückt vor. Wir frieren und hungern. Da rattert es heran auf dem Wege, warmer Essensgeruch wird herübergeweht, es klappert: Die Feldküchen sind da! Im großen Kessel kochen Fleisch, Kartoffeln, im kleinen siedet Kaffeewasser. Essenholer treten mit den Kochgeschirren an; es muß rasch gehen und möglichst leise. Die Küchenwagen müssen, ehe es hell wird, zur Bagage zurück. Es summen

beständig Geschosse um die Köpfe der Essenden und um die Offiziere, die, ihre Blechteller in der Hand, zu kurzer Unterhaltung an die Wagen getreten sind. Jeder Offizier hat ein Gewehr umgehängt, sie schießen ja alle mit. Wen packte nicht die Wonne des Schießens, wenn man den Gegner sieht und links und rechts gefeuert wird? Und ein Gewehr ist der beste Freund im Felde.

Die Gräben sind fertig. Bis zum Halse steckt die Kompagnie im Rübenfelde. Infanteriefeuer wird uns nicht viel tun, gegen Artillerie ist kaum Schutz zu schaffen ohne Pionierarbeiten. Nun wollen wir es uns bequem machen. Man kann in seinem Erdloch hocken, wie die Toten aus der Steinzeit. Knie am Kinn. Eine Ordonnanz; wo ist der Zugführer? Ich hebe den Arm: hier. Der Mann kriecht auf allen Vieren heran, er will und darf sich nicht ohne Not in ganzer Figur zeigen: Befehl vom Kompagnieführer: Sie gehen mit Ihrem Zuge sofort vor zur Verstärkung der vor uns liegenden Kompagnie! Zu Befehl! Da heißt es, heraus aus der Sicherung, an der wir die ganze Nacht gearbeitet haben, und hinein ins Gefecht. Denn vorne rollt schon Schützenfeuer, und regelmäßig tacken die Maschinengewehre. Es wird hell, die ersten Schrapnells plazen am Morgenhimmel. Unsere Geschütze schweigen noch. Aber hoch in einer Frühwolke rattert ein Doppeldecker. Die rosige Luft scheint durch das dunkle Netzwerk der Flügel. Die Maschine überfliegt genau unsere Stellung. Wir rühren kein Glied, die einzige Möglichkeit, dem Flieger das Beobachten zu erschweren. Wird er eine Bombe werfen? Jetzt feuert unsere Artillerie. Neben, über, unter dem Flugzeug plazen die Schrapnells. Wie Wattebäusche hängen die Wölkchen in der Luft. Aber der Motor

rattert weiter, ganz allmählich, in einer unendlich schönen Kurve entgleitet das Flugzeug. Nun wird es Zeit, ehe der Gegner die Meldung hat und die ersten Granaten schießt, müssen wir unseren Auftrag erfüllen. Fertig machen! Die Leute kriechen aus den Löchern. Unbekümmert um das stärker werdende Gewehrfeuer rollen sie auf der Erde die Mäntel: genau wie in der Kasernenstube: glatt ziehen, Ärmel umschlagen, einrollen. Die alten Feldsoldaten dulden keine Schlamperci. Den Kriegsfreiwilligen fliegen die Hände. Endlich sitzen die Mäntel sauber auf den Tornistern. Umhängen. Einer hilft dem anderen. Wie ist es nur möglich, daß von all den Geschossen, die uns um die Ohren pfeifen, auch nicht eines trifft? In losen Schützenlinien gehen wir vor. Ein Blick zurück. Die Kameraden in der Reserve sehen uns nach, der Hauptmann hat das Glas am Auge, ein Hase jagt durch die Rüben. Vom Gegner sehen wir noch nichts. Im Marsch, Marsch über ein deckungsloses Feld. Rechts schreit ein Mann auf, er fällt vornüber. Wir können keinen zurückbringen. Nur nicht umsehen, weiter! Ein Unteroffizier knickt ganz lautlos ein. Wann kommt meine Kugel? Wir müssen doch endlich bei der Kompagnie sein, die wir verstärken sollen. Das Herz klopft im Halse, wir stolpern über die Rübenköpfe, lange geht es nicht mehr. Aber jede Atempause bringt Verluste. Hinter einer winzigen Bodenlinie finden wir endlich die Schützenlinie. Atemlos fällt jeder in das Loch. Kurze Fragen: Wo schießt Ihr hin? Wisst Ihr? Sollen wir hier bleiben? Kopf über die Deckung: wie weit reicht mein Zug? Wenn man jetzt liegen bleiben könnte, nur ein bißchen. Es liegt sich so schön, das Pfeifen der Geschosse über den Köpfen gehört dazu. Da:

links, rechts, überall blasen die Hornisten. Avancieren! Die ganze Linie geht also vor. Unser Ziel, das Dorf, vor uns, da stecken sie drin. Aus den Hecken und Gärten kommt das Feuer. Seitengewehr pflanzt auf! Die Federn schnappen ein, der blanke Stahl blinkt. Wir ziehen den Säbel. Ein eigentümlich neues Gefühl: Die Vorfreude am Nahkampf, das Mutgefühl, mit der blanken Waffe dreinzuschlagen, die Erregung, daß die Entscheidung jetzt in der Faust liegt. Kein Schuß fällt mehr. Mit Hurra stürmt alles vor, gegen wütendes Feuer. Viele fallen. Wir kommen heran, jetzt sieht man die roten Hosen. Weiß Gott, sie haben die knallroten Hosen an, blaue Röcke wehen. Kommt es zum Handgemenge? Wir brüllen wie die Stiere. Der Gegner geht zurück, einen nach den anderen verschlucken die Gärten, die Häuser, die Strohschober. Das Feuer bricht fast ab, nur von irgendwoher tackt regelmäßig das Maschinengewehr. Jetzt in die Dorfstraße hinein.

*

Wir sind ganz vorn. Zu weit vorgeprescht! Jetzt heißt es aushalten, bis alles vorgeht und so lange aus möglichst gedeckter Stellung feuern. Wir wollen allmählich vorspringen, aus der Garbe von Granaten heraus. Ich fange an, der Halbzugführer, der Gruppenführer und 4—5 Mann springen mit. Es geht halb rechts: plötzlich senkt sich das Feld, eine Böschung, wir springen hinunter und liegen an ihrem Fuße. Dicht über unsere Köpfe von hinten her pfeifen die Geschosse unserer eigenen Schützen. Stünde man auf, man würde von hinten durchlöchert werden. Von vorn befeuert uns der Gegner, links, genau in der Flanke, aus einem

weißen Häuschen, kommt, haarscharf über uns hinweg, an uns vorbei Maschinengewehrfeuer. Und jetzt, etwa 20 m von uns die ersten Granaten. Man muß uns drüben beim Vorspringen entdeckt haben. Wir sind Zielscheibe! Keiner regt sich. Ich rufe herüber zu dem Kameraden: Was nun? Er antwortet nicht. Die Granaten kommen näher, wir sind überschüttet mit Ackererde — die nächste muß zwischen uns plagen. Der Unteroffizier ruft: „Herr Feldwebel, wir sind verloren!“ Ich fühle, er hat recht, es gibt keinen Ausweg mehr, das ist die Stelle, wo wir fallen müssen. Und doch, ohne daß der Wille mithilft, mein Mund brüllt: „Quatschen Sie nicht solchen Blödsinn!“ Liegen bleiben und den Tod erwarten — nein — ich kann es nicht, lieber in der Bewegung von ihm eingeholt werden. Wir müssen hier weg, weg aus dem Flankenfeuer. Ich rufe den anderen zu: Geduckt nach rechts! Vielleicht kommen wir bis in unsere Schützenlinie. Ein paar Sekunden vergehen. Der Entschluß, sich aufzurichten, wo wir wissen, daß drüben jede Bewegung beobachtet wird, ist namenlos schwer! Wieder eine Granate, sie hilft. Ehe die nächste kommt, sind wir ein paar Meter weiter. Tief gebückt, um nicht mit dem Helm über den Rand der Böschung und damit ins eigene Feuer zu kommen, hasten wir davon. Es pfeift um die Ohren, die Erde spritzt. Wie ein schwerer Knüttel schlägt es an meinem linken Fuß. Noch ein Schritt, ich knicke zusammen: Verwundet. Das Gefühl eines unerhörten Erstauntseins erfüllt mich. Ich entsinne mich jedenfalls dieses Gefühls als des beherrschenden. Also wirklich, du bist getroffen! Im Grunde hatte ich doch nicht so ganz geglaubt, daß ich wie die anderen bluten, stöhnen, daliegen würde.

An mir vorbei springen die anderen: die Ungetroffenen. Und wieder drängt sich das Disziplinarische durch alles andere Erleben durch; das ererbte, anerzogene Preussisch-Beamtenmäßige ist es wohl mehr noch als militärische Zucht. Ich schreie den Leuten zu: „Feldwebel N. übernimmt den Zug; Meldung an den Hauptmann, ich bin verwundet.“ Der Unteroffizier (wir sind zusammen mit dem Ersatz von Halle gefahren) beugt sich nieder: „wir können Sie nicht mitnehmen, wenn ich leben bleibe, hole ich Sie heute abend“. Er stürzt weiter.

Ich liege auf den Knien. Allein — kein Mensch zu sehen. Angst habe ich nicht. Ich fühle, daß ich ganz ruhig denke und wundere mich zugleich darüber. Aber eine merkwürdig lähmende Vorstellung erfaßt mich: das Gefühl, so ist alles richtig, du bist verwundet, bist verlassen, erst nachts können sie dich finden, jetzt ist es 10 Uhr vormittags, hier mußt du nun auch von den nächsten Kugeln getroffen werden, dann hast du Ruhe. Alles erscheint mir widerspruchslos in Ordnung zu sein, als sei ich mit dem Fußschuß in eine neue Kette geraten von unentrinnbaren Notwendigkeiten, deren letzte der Tod ist. Über diese Vorstellungen schiebt sich, wie etwas deutlich Sichtbares, ein neues Gefühl, eine Erinnerung. Zum ersten Male heut dringt wie eine Welle die Welt der Heimat, des verlassenen Glücks über mich. Und nun erst fühle ich den Schmerz im Fuß, ich sehe mich liegen, ich raffe mich auf, den Säbel als Stütze, taumle vorwärts, höre das Krachen einer Granate links; denke: nur fort von den Granaten, und fühle, wie etwas Scharfes mir von links nach rechts durch den Unterleib jagt, wie etwas Warmes an den Schenkeln entlang läuft. Auf einmal weiß

ich, du bist wieder getroffen, bist schwer verwundet. Ich liege auf Händen und Knien. Und nun fange ich an zu kriechen, der Säbel bleibt liegen, ich brauche die Hände, um vorwärts zu kommen. Nichts lebt in mir, als ein Trieb: Kriechen, solange es geht. Das andere Gefühl ist erstorben, ich fühle, es kann nie wieder auftauchen, ich werde kriechen, so lange ich Blut und Atem habe. Nur weg aus dem Feuer der Granaten. Ich kriechen in der Richtung, in der meine Leute verschwanden. Es geht schwer, der Leib schmerzt, aber es geht. Mir wird nicht übel: Eingeweide, das fühle ich, sind unverletzt. Aber so geht es nicht weiter. Brotbeutel und Feldflasche rutschen nach vorn, der Kasten des Fernglases hindert, also weg damit. Nur das Glas, die Leihgabe eines Haleschen großdenkenden Kollegen, schlinge ich um den Hals, der Revolver kommt in die Rocktasche — den behalte ich bis zuletzt — wer weiß — vielleicht für mich selbst.

Ich kriechen. Wie langsam das geht. So nah war mein Auge noch nie der Erde. Ich sehe, ohne darauf zu achten, die Köpfe der Rüben, ich sehe Käfer, und überall liegt Blei: Schrapnellkugeln, Infanteriegeschosse. Manchmal hebe ich den Kopf: links Qualm aufschlagender Granaten, oben am Himmel stehen nebeneinander die Wölkchen geplakter Schrapnells. Über mich weg jagt das Infanteriefeuer. Ich kriechen. Vor mir frisch aufgeworfene braune Erde. Unter Stöhnen den kleinen Wall hinauf. Hinter ihm ein Schützengraben, voll mit toten Franzosen. Ich lasse mich herunterrollen. Mein Stiefel stößt in das Gesicht einer Leiche, die Hände tasten über die Leiber hinweg. Hier bleibe ich. Etwas Schutz gegen die Granaten ist da. Dort liegt ein Spaten. Ich fange an weiter zu graben. Es geht langsam, da ich

liegen muß, und die Rüben bekommt der Spaten nicht aus der Erde. Aber der kleine Wall wird etwas höher. O der Durst! Meine Flasche habe ich weggeworfen, nun untersuche ich die der Toten. In einer ist Rotwein, der schwarze Tornister liegt daneben. Ich schnalle auf: Ein Kafespaket. Ich esse und trinke. Du mußt bis zur Nacht kriechen, sage ich immer nur wieder. Vorher kommen die Sanitätsmannschaften nicht. Plötzlich ein Heranheulen, Krachen, mit loser Erde überschüttet werden. Die Granaten kommen hierher. Ich kriechе aus der Deckung heraus. Jetzt geht es durch ein endloses Rübenfeld. Immer gleiten die Hände auf den glatten Halbkugeln der Rübenköpfe ab. Das Kraut verfängt sich in den Samaschen. Ich fühle, weit komme ich nicht mehr. Und so bleibe ich mittendrin liegen, Kopf auf den Händen. Im Fuße hämmert es, vom Leib läuft es warm herab, ich sehe hin, die Rübenblätter unter mir sind rot. Was ist die Uhr? 1 Uhr mittags. Mein Gott, noch sieben Stunden bis es dunkel ist. Am Rande meines Feldes steht eine Mühle. Da krachen die Granaten hinein. Bei jedem Schuß fliegt ein Stück vom Dach. Dahinter eine Baumreihe, also die Straße, dann die riesigen Strohdienen, die beliebteste Deckung gegen Sicht, freilich auch, und zwar deshalb, ein Lieblingsziel der französischen Artillerie. Da will ich hin, auf die Straße, wo man gefunden wird, wo Menschen sind. Es kann doch nicht mehr weit sein. Ich kriechе. Hören die Rüben nie auf? Die Pausen werden immer länger. Fuß und Leib schmerzen. Ich muß die Straße erreichen, hier findet mich kein Mensch. Endlich ist das Feld zu Ende, aber die Straße ist noch ebenso weit, es liegen ja noch Stoppelfelder dazwischen. Mir kommen

Tränen der Wut und Verzweiflung. Ich bleibe liegen. Unwillkürlich sehe ich an mir herunter. Die Hose dunkel getränkt. Knie lehmgelb. Ein Gedanke fliegt mir durch den Kopf gerade jetzt: Schade um den guten Anzug. Ob sich das reinigen läßt? Ist eigentlich die Schneiderrechnung bezahlt? Und über diese Banalitäten, die mir ernsthaft Sorge machen, träume ich halb hinüber, ich sehe unsern kleinen Garten, dann dazwischen, merkwürdig, den Bahnhof von Halle und den Droschkenhalteplatz.

Ein Glücksgefühl unbeschreiblicher Art überläuft mich —, sie werden dich nach Halle schaffen. Du siehst noch einmal wieder, wovon du für immer Abschied genommen hast. Ich kriechе. Jetzt über die Stoppeln, es geht besser, als in den Rüben, aber man ist gegen Sicht ungedeckt. Die ersten Geschosse zwitschern schon, so hörte es sich manchmal an. Sie kommen, aber von vorn, auf mich zu. Bin ich verkehrt gekrochen? Mir steht das Herz still, habe ich mich in der Front geirrt und laufe in die französische Schützenlinie? Oder liegt vor mir eingegraben ein deutscher Zug, der über mein Feld feuert? Eine der nächsten Kugeln muß eigentlich treffen. Ich werde wütend; ich will jetzt noch nicht fallen! Und so brülle ich 36, 36, 36! Ein Ruf kommt zurück. Hier 36, wer schreit denn da so wahn Sinnig? Ich kriechе, als wäre ich gesund, so rasch; mein Regiment liegt hier, das Glück! Aus der Erde vor mir hebt sich plötzlich ein Kopf; ein erstauntes Gesicht: „Aber Herr Leutnant!“ — sie sagen fast alle Herr Leutnant zu uns Offizierstellvertretern —. Ich kenne den Mann vom Halleschen Kasernenhof her. Zwei, vier Arme packen mich, ziehen mich in ein tiefes Loch. Sie legen mich auf den Rücken, der linke

Stiefel wird abgeschnitten, die Hose heruntergestreift; ich hebe den Kopf und sehe die Löcher und roten tiefen Kanäle, die der Granatsplitter durch Schenkel und Bauch gepflügt hat. Ein, zwei, drei Verbandspäckchen werden hineingestopft. Ich fühle fast keine Schmerzen, nur ein tiefes Glücksbewußtsein des Geborgenseins überkommt mich. Dabei fliegen die Geschosse uns um die Ohren. Nur weg mit mir, in die Deckung. Eine Zeltbahn wird losgemacht; vier Leute heben mich, tragen mich; wie in einer tiefen Hängematte schaukle ich. Über mir der Himmel, und auf einmal das freundliche Gesicht eines jungen Offiziers: „Gute Besserung, Herr Kamerad!“ Dann fühle ich, es geht hinauf, hinab: die Straßenböschung. Schließlich taucht etwas Hohes, Gelbes auf — die Strohdriemen, ich gleite nieder. Die Leute schnaufen „Herr Leutnant sind verdammt schwer!“ Ich verteile, was ich an Kleinigkeiten habe: Kompaß, Bleistift, Taschenlampe. Was bin ich den vier Menschen dankbar, die jetzt gebückt zurückeilen in ihren Gräben. Nun sehe ich mich um. Ich bin nicht allein hinter dem Strohhaufen. Soldaten beugen sich vor — ein Gesicht kenne ich doch — nun lacht es wie ein Junge: Mein Bursche! Kurze Wechselrede. Er und ein paar Kameraden sind abgekommen. Vor können sie nicht, so warten sie die Dunkelheit ab, um wieder zur Kompagnie zu stoßen. Ich werde bequem gelegt, eingewickelt, Flaschen mit Kaffee kommen, gutgemeinte derbe Trostworte. Ach, wenn es doch erst dunkel wäre. Dann hört die Artillerie auf, die Sanitätskolonnen kommen, man ist gerettet. Aber noch ist es hell, und — die Leute heben den Kopf, sehen vorsichtig links und rechts nach vorn — wir werden befeuert. Ich falle wie in einen Abgrund. Jetzt

noch, kurz vor der Rettung, soll ich wehrlos liegen und zerissen werden? Die erste Granate kommt, links schlägt sie ein, da steht ein anderer Strohhaufen, hinter ihm lagern ein paar Verwundete. Der Qualm verzieht sich, der Strohhaufen brennt, die Verwundeten rühren sich nicht mehr. Ich kann und will es nicht fassen, es darf doch nicht sein, daß ich jetzt noch sterbe, und auf die schrecklichste Weise. Schon heult die nächste Granate über uns weg. Der Luftdruck reißt das Stroh herab. Ich fliege am ganzen Körper, meine Hände sind eiskalt. Mein Bursche faßt sie zwischen seine warmen Fäuste, reibt und flüstert „Es ist bald dunkel“. Dann zieht er mich näher, packt Tornister um mich herum, legt sich mit dem ganzen Leibe über mich. „So sind Herr Leutnant etwas gedeckt.“ Ich starre in seine Augen, sie blicken so selbstverständlich ruhig, als wären wir im Quartier. Granate auf Granate kommt. Am Säusen ahnt man die Richtung. Die fürchterliche Spannung wächst, schwillt an, das Geschöß kommt, wühlt sich ein, ein Augenblick: Das Herz klopft im Halse — das Geschöß krepirt — man ist unverletzt.

Wenn es doch dunkel würde! Jedes Wölkchen stehe ich an: geh vor die Sonne. Allmählich, ganz langsam werden die Fernen — ich sehe im Liegen über weite Felder — dunstig. Die Leute um mich kriechen tiefer ins Stroh. Jetzt kommt der Abendsegen! So nennen wir die wahnsinnigen Schußsalven der Franzosen vor Einbruch der Dunkelheit. Und noch einmal brandet und brüllt und tobt und stinkt und heult das Artilleriefeuer um uns — — dann ist es still. Blaue Schatten liegen über den Gärten am Dorfrande. Das Schützenfeuer rollt regelmäßig weiter, aber

die Geschütze scheinen verstummt. Ein Mann zündet sich die Pfeife an, die anderen essen: Feierabend. Das Gewehrfeuer macht keinen Eindruck. In der Dämmerung huschen hier und da schon ein paar Leute über die Straße: Ordonanzen, freche Kerls, die nie die Zeit erwarten können, außerhalb der Deckungen herumzulaufen u. a. Meine Leute beraten: in der Zeltbahn können sie mich nicht weit schleppen, die Zipfel gleiten aus den Händen, und der schwer hängende gelbe Sack ist auch ein zu großes Ziel. Denn immer noch feuert die feindliche Schützenlinie auf jeden, der sich blicken läßt. Also warten bis es ganz dunkel ist. Das Dorf brennt, es ist vollkommen zusammengeschossen. Da müssen wir durch zum Verbandplatz. In der Ferne glühen brennende Strohhäufen und Häuser. Das Gewehrfeuer schläft langsam ein. Vom Felde herüber stöhnt es und klagt es durch das Dunkel: dort liegen die anderen. Mein Bursche kommt wieder, er hat eine französische Tragbahre irgendwo gefunden. Sie legen mich darauf, vier Mann fassen die Holme, die Bahre schwankt. Wo ist der Verbandplatz? Es geht durch die brennenden Dorfstraßen, Verwundete humpeln vorbei, in einer Schiebkarre wird ein Offizier gefahren. Munitionswagen rattern uns entgegen. Versprengte rufen uns an, fragen, wo ihr Regiment liegt. Wer weiß das? Es riecht nach Brand und verwesten Pferden. Die Leute tragen die Bahre. Sie schwankt ganz leise im Takt des Gleichschritts. Mein Bursche hält meine rechte Hand, ich werde müde. Manchmal setzen die Träger ab und wechseln. Zwei Stunden geht der Marsch durch die Nacht. Wieder ein Dorf. Vor einem Torweg pendelt eine Stallaterne. Die Bahre schwankt hinein; eine enge Thür, warmer Geruch nach Menschen, nach

Medikamenten. Ärzte fragen, untersuchen, verbinden, man trägt mich in eine Ecke hinter dem Herd der Bauernstube, da liegen Decken und Stroh. Ich bin so müde. Mein Bursche hockt neben mir, er murmelt: „Ich bleibe beim Herrn Leutnant.“

9.

Erinnern wir uns jetzt nochmals dessen, was früher über den gespensterhaften Charakter der Kriegswirklichkeit und dann über die Strukturlosigkeit und Grenzenlosigkeit der Eindrücke innerhalb des Gefahrbereiches gesagt worden war. Wie werden die aus solchem Kampf Heimkehrenden sich im bürgerlichen Leben zurechtfinden? Wie wird überhaupt der psychologische Abbau vor sich gehen?

Es ist möglich, daß die erschütterndsten Erfahrungen den Kämpfern nur traumhaft in der Seele bleiben, daß für sie der Krieg, je länger er dauert, um so episodischer wird. Aber in der Tiefe des Bewußtseins müssen doch wohl die beiden größten Eindrücke nachwirken: die Berührung mit der göttlichen Schicksalsgewalt und die Verschmelzung mit den Volksgenossen und Kampfgefährten. Auf das Verhängnis kann die Weihe folgen, wenn es gelingt, den Wertgewinn von der Erscheinungsform des Krieges abzulösen und in den Tatgeist des Friedens sinngemäß überzuleiten. Mag man bei uns darüber verschiedener Ansicht sein, ob es ein Ziel des Krieges bildet, Gebiets- und Geldwerte zu annektieren — darüber sollten unsere Führer sich einig werden, daß es gilt, geistige Werte zu annektieren. Höher als die Wucht der Waffen steht die Erhabenheit der Idee. Für Deutschlands Zukunft hängt viel davon ab, daß ein neuer

Idealismus alles durchdringt, daß aus den Unterrichts-
stalten Erziehungsanstalten werden, daß der Staat seiner
sittlichen Aufgabe niemals untreu wird und daß der einzelne
sich darum rückhaltlos in den Dienst dieses Staates stellt.
Hierfür können wir von unseren Feldgrauen lernen. In
mancher Beziehung müssen aber auch sie von uns lernen.

Krieg ist nicht aufgehobene, sondern veränderte Ordnung;
nicht Leben ohne Bedingungen, sondern unter neuen Be-
dingungen; nicht Fortfall aller Hemmungen, sondern Ein-
satz anderer Hemmungen. Man braucht es nicht zu ver-
schweigen, daß der einzelne im Krieg vielfach unter Gesichts-
punkten beurteilt wird, die von den sonst herrschenden
abweichen. Die Wahrheit zu sagen, wird unter die schwere
Masse menschlicher Instinkte ein gröberer und anders wirken-
der Filter gehalten. Um nur ein Beispiel herauszugreifen:
Ungestüm, Kauflust, Draufgängertum erweisen sich im Nah-
kampf als Vorzüge; wie bei allen Anlagen, so hängt für
diese Eigenschaften die Bewertung von den Zeitumständen
und von der Umgebung ab. Andererseits werden gewisse
schwächliche Bürgertugenden im Kriege geringer eingeschätzt.
Hieraus erwächst das schwere Problem, von der Rangord-
nung eines Ausnahmezustandes zum Dauerzustand überzu-
gehen. Es bedarf dazu teils einer Neuerziehung der Heim-
kehrenden, teils der in Gesinnung und Handlung umzusehen-
den Dankbarkeit des ganzen übrigen Volkes. Auf der einen
Seite kann schon jetzt die Heeresleitung belehrend einwirken,
auf der anderen Seite sollten Maßnahmen der Regierung
und bewusste Mitarbeit der Presse die innere Bereitschaft
stärken.

Der Krieg bringt ferner eine Verschiebung der gesell-

schaftlichen Rangverhältnisse mit sich. Sie wird mit einiger Leichtigkeit hingenommen, weil die sichtbare Nothwendigkeit alles erträglicher macht als beim freien Spiel der Kräfte in der Friedensordnung. Die sonst sozial höher Stehenden fügen sich dem Zwang gemäß ihrer Einsicht; die über sie Gesezten aus tieferer Schicht scheinen ihre Gewalt nur ausnahmsweise zu mißbrauchen; und diese immerhin erstaunliche Leistung auf beiden Seiten erklärt sich daraus, daß die Umordnung nur in bezug auf den klar vor Augen stehenden Zweck erfolgt. Für das Heer im ganzen läßt sich schwerlich behaupten, daß es durch irgendwelche Zauberformel eine allgemeine Brüderlichkeit seiner Angehörigen herzustellen vermöge, aber für Kriegszeit und für Kämpfer in der vordersten Linie entsteht allerdings aus dem Ertragen gleicher Anstrengungen und Gefahren eine Umstimmung des ganzen inneren Menschen. Nun wäre es wunderschön, wenn diese Gesinnung ohne weiteres sich in den kommenden Friedenstag fortsetzen könnte. Aber es gilt von den sozusagen übersozialen Regungen dasselbe, wie von den bereits besprochenen untersozialen Instinkten: eine Umbiegung ist nicht zu vermeiden. Aus der Sonderung der Ziele und Verrichtungen im Frieden ergeben sich eben andere Verhältnisse. Die Hoffnung muß sich darauf beschränken, daß die gesellschaftliche Beziehung und das gegenseitige Verständnis der verschiedenen Berufsklassen und Schichten erfreulicher werden, nachdem so viele Vertreter im Rock des Königs sich näher gekommen sind. Der Schützengrabengeist indessen läßt sich nicht einfach verewigen.

Wir werden auf die noch lange nachklingende Stimmung unserer Tapferen die äußerste Rücksicht nehmen, zugleich aber

auch schonend zu abweichenden Auffassungen und Wertungen überleiten müssen. Möglicherweise wird es leichter gehen als wir glauben. Die große Anpassungsfähigkeit des Deutschen, über die ehemals so oft zu klagen war, wird den Umbildungsvorgang erleichtern. Ferner wissen wir doch jetzt, wie groß die Leistungsfähigkeit der einzelnen und des Ganzen ist; wir haben eine seelische Belastungsprobe von unerhörter Schwere glänzend bestanden. Nur die Zahl der Männer wird nach dem Kriege geringer sein, die Qualität der Männer wird stärker sein. Denn jeder hat gelernt, Verantwortung tragen und dennoch Unterordnung üben. Hieraus ergibt sich aber die bedeutsame Folgerung, daß auf den so gestählten Charakter der Heimkehrten bei ihrer Verwendung in der Friedensarbeit der entscheidende Nachdruck zu legen ist. In ihren Kenntnissen und Fertigkeiten sind Leute, die jahrelang aus dem Beruf gerissen waren, natürlich zurückgegangen und dem Wettbewerb mit den in der Heimat Verbliebenen nicht mehr durchweg gewachsen. Entschließen wir uns nicht, Eigenschaften des Willens höher zu bewerten als ehemals, so werden Ungerechtigkeiten nicht ausbleiben.

Endlich sollten wir auf den natürlichen Rückschlag achten, der bei jungen Männern eintreten muß, nachdem sie draußen gekämpft haben: sie kehren mit erhöhtem Freiheitsdrang und starkem Genußwillen zurück. Nicht auf die Unterdrückung, wohl aber auf die Regelung beider Triebe ist vorsorgende Aufmerksamkeit zu richten. Gerade wenn militärischer Geist ins Berufsleben übernommen wird, entsteht die Gefahr, daß ein Bereich höchst persönlicher Lebensführung sich bildet bis zur Zuchtlosigkeit hinunter. Auch fürs Genießen braucht

der Mensch eine Erziehung wie fürs Entsagen und Darben. Den Männern, die durch die harte Schule des Krieges gegangen sind, ist wahrlich Freiheit und Freude zu gönnen. Aber es muß die rechte Art von Freiheit und Freude sein.

10.

Erwägen wir, wie der psychologische Abbau des Krieges für die Gesamtheit des Volks sich vollziehen dürfte, so werden wir darin einig sein, daß der Vaterlandsdienst mit dem Ende des Krieges — unsere ohnmächtigen Augen sehen es noch nicht! — keineswegs aufhört. Auch die seelische Verfassung des Volks wird für längere Zeit gewisse Züge beibehalten, die ihr durch das große Ereignis verliehen worden sind. Sie wird jenem bestimmten Mischungsverhältnis von Kameradschaft, Aufopferungsfähigkeit, Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeit geneigt bleiben, das im kämpfenden Heere herrscht, also einer der vielen möglichen Verbindungen zwischen Gemeinschafts- und Herrschaftsgefühlen: sie wird außerdem (in Deutschland und Osterreich) den Staatsgedanken weiterhin zum Mittelpunkt des nationalen Gesamtbewußtseins haben. Dabei werden die Kämpfer an der Front und die Kämpfer daheim sich dessen bewußt sein, daß das neue Deutschland eine Volksleistung ist. Deutschland ist nur gerettet worden, weil Fürst und Arbeiter, Mann und Frau, jung und alt dem großen Werk mit Hingabe dienten. Jeder erhielt sein Pflichtteil von der Not des Ganzen, jeder erwartet sein Pflichtteil von kommendem Glück. Und das bedeutet: jeder, soweit er zur Tätigkeit für die das Einzeldasein überragenden Werte erwacht ist, will sich vor Aufgaben gestellt wissen. Früher ist bei uns viel

Kraft und Klugheit verborrt, weil es an Mut und Vertrauen fehlt. Zwar wurde in Deutschland nicht wie in Rußland das Mark des Volkes durch Mangel an persönlichem Selbstbewußtsein zerfressen, aber wir hatten auch nicht genug von dem Eigenwertgefühl des Engländer und nicht genug von der „sittlichen Genialität des Vertrauens“, um ein Wort Walther Rathenaus zu gebrauchen. Allmählich wird in vielen Millionen von Männern und Frauen die Stimmung durchdringen, daß ihr Leben nur lebenswert ist, wenn ihm vertrauensvoll von der Gesamtheit Aufgaben gestellt werden. Hierauf haben sie Anrecht. Niemand will mehr beiseite gelassen werden. Es ist freilich schwerer, dies Imponderabile, als etwa bestimmte wirtschaftliche Größen in die Rechnung einzusetzen, indessen — es muß geschehen. Noch ein Umstand nämlich zwingt dazu.

Die meisten von uns leben jetzt provisorisch. Sie sind in einem Halbzustand, worin endgültige Entscheidungen aufgeschoben werden. Ich spreche weder von der gerechtfertigten Unverantwortlichkeit der Kämpfenden, die sich um Familie und Beruf nicht kümmern können, nicht kümmern dürfen, noch von der Leichtfertigkeit der heranwachsenden Jugend, die in eine verfrühte Selbständigkeit hineingetrieben ist. Sondern ich denke daran, daß die Masse der zu Hause Gebliebenen sich möglichst viel, jedenfalls das Unbequeme für die Zeit „nach dem Krieg“ aufzusparen geneigt ist. Diese Halbheit unseres inneren Wesens kämpft mit dem edleren Gefühl, daß der Sinn des Lebens in einer Leistung liegen muß. Wird das Streben nach Arbeit, Anerkennung, verantwortlicher Betätigung nicht hinlänglich gefördert, so könnte die Vorläufigkeit, die Unentschieden-

heit unserer augenblicklichen Lebensführung beibehalten und zu einer Gefahr für die Volkskraft werden. Weshalb solche Bedenken verschweigen? Hüten wir uns lieber vor den Leuten, die unterschiedslos die Tugenden des deutschen Volkes preisen (ohne sie auszuüben). Die Feinde rechnen in der Hauptsache damit, daß wir seelisch und wirtschaftlich¹⁾ mürbe werden, daß wir — um einen Ausdruck der Völkerekunde zu verwenden — dem Schädigungszauber erliegen, der von England aus gegen uns angewendet wird. Vielleicht kommt das Inselvolk demnächst zur Einsicht, daß Eingeborenenzauber bei Deutschen keinen Erfolg hat. Denn bei uns heißt es nicht, wie jenseits des Kanals: jeder nach seinen Kräften, sondern: jeder über seine Kräfte hinaus. Mag der wirtschaftliche und seelische Druck noch so stark werden — unser Heer spricht sein blutiges Troßdem.

Im Aufbau des Krieges überwog der Geist des Gebens, im Bestand herrschte der Geist des Erhaltens, im Abbau wird der Geist des Schaffens hervortreten. Krieg ist nicht nur die Kunst, sich zu opfern, sondern auch, sich zu bewahren und Neues zu gestalten. Krieg lehrt die Bedeutung der Macht; je länger er dauert, um so eindringlicher. Aus dieser Einsicht müssen die schöpferischen Gedanken entstehen, durch die allein das unsägliche Unglück zum Segen sich wandeln kann. Die Schwierigkeiten des Endes werden gewiß nicht so instinktiv überwunden werden, wie die des Anfangs. Ein geistreicher Mann hat einmal gesagt: „Wäre

1) Mit belustigender Offenheit sagte Maurice Barrès: »Chez les Teutons, le point sensible, c'est le ventre. C'est en privant ces gens-là de manger abondamment que la Quadruple-Entente énervera peu-à-peu leur volonté de vainere.« (Echo de Paris, 16. März 1916.)

ich der liebe Gott gewesen, so hätte ich die Jugend ans Ende des Lebens gestellt.“ Fürwahr, wie köstlich würde es sein, wenn mit der Reife und kernigen Erfahrung des Alters die Frische, der Aufschwung, die Begeisterung der Jugend sich verbände! Dem Menschen ist diese Vereinigung nicht beschieden. Ebenso wenig kehrt dem deutschen Volke die Glut des Kriegsbeginns zurück. Aber wir dürfen dem Genius des deutschen Volkes vertrauen, daß dem glorreichen Anfang ein segensreiches Ende ebenbürtig zur Seite stehen wird.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.